

# Vorwort

## Zur ersten Auflage von 1955

Als Amerikaner fand ich den Aufstieg des Nationalsozialismus in Deutschland abstoßend. Als deutschstämmiger Amerikaner schämte ich mich. Als Jude war ich erschüttert. Als Zeitungsmann war ich fasziniert.

Für mich als Journalisten war es die Faszination, die überwog – oder zumindest vorherrschte – und mir jedwede Analyse des Nationalsozialismus unbefriedigend erscheinen ließ. Ich wollte ihn sehen, diesen monströsen Mann, den Nazi. Ich wollte mit ihm reden und ihm zuhören. Ich wollte versuchen, ihn zu verstehen. Er und ich, wir waren beide Menschen. Wenn ich die Nazi-Doktrin der rassischen Überlegenheit auch ablehnte, musste ich zugeben, dass ich das, was er gewesen war, auch sein könnte; was ihn auf seinen Weg leitete, könnte auch mich dahin leiten.

Der Mensch (sagt Erasmus) lernt an der Schule des Vorbildes und eine andere wird er nicht besuchen. Wenn ich herausfinden könnte, was dieser Nazi gewesen war und wie er einer geworden war, wenn ich ihn meinen Mitmenschen exemplarisch vorführen und ihre Aufmerksamkeit darauf lenken könnte, könnte ich in diesem Zeitalter der revolutionären Massendiktatur für sie (und mich selbst) ein Werkzeug des Verstehens sein.

Im Jahr 1935 verbrachte ich einen Monat in Berlin und bemühte mich um ein Treffen mit Adolf Hitler. Mein Freund und Lehrer, William E. Dodd, damals amerikanischer Botschafter in Deutschland, tat, was er konnte, um mir behilflich zu sein, aber ohne Erfolg. Dann reiste ich für ein amerikanisches Magazin durch Nazideutschland. Ich sah das deutsche Volk, Menschen, die ich gekannt hatte, als ich als Junge Deutschland besucht hatte, und erkannte zum ersten Mal, dass der Nationalsozialismus eine Massenbewegung war und nicht eine Gewaltherrschaft von einigen wenigen diabolischen Einzelnen über hilflose Millio-

nen. War, so fragte ich mich folglich, Adolf Hitler wirklich der Nazi, den ich sehen wollte? Als der Krieg vorbei war, wusste ich, wer mein Mann war: der Durchschnittsdeutsche.

Ich wollte wieder nach Deutschland fahren und diesen gebildeten, bürgerlichen, »westlichen« Menschen, wie ich einer war, kennenlernen, dem etwas widerfahren war, was mir und meinen Landsleuten nicht (oder wenigstens noch nicht) widerfahren war. Als ich ging, war der Krieg sieben Jahre vorbei. Es war ausreichend Zeit vergangen, damit ein amerikanischer Nicht-Nazi mit einem deutschen Nazi vielleicht ins Gespräch kommen konnte, aber noch nicht so viel Zeit, dass der Mensch, den ich suchte, die Ereignisse von 1933–45 und vor allem das innere Gefühl, das sich mit diesen Geschehnissen verband, vergessen hätte.

Ich habe ihn nicht gefunden, den Durchschnittsdeutschen, denn es gibt keinen Durchschnittsdeutschen. Aber ich fand zehn Deutsche, die sich in Hintergrund, Persönlichkeit, Intellekt und Temperament ausreichend voneinander unterschieden, um für einige Millionen oder mehrere zehn Millionen Deutsche repräsentativ zu sein, und doch einander ausreichend ähnlich waren, um Nazis gewesen zu sein. Es war nicht einfach, sie zu finden, und noch weniger, sie kennenzulernen. Aber ich brachte einen echten Vorteil mit: Ich wollte sie wirklich kennenlernen. Und einen weiteren, den ich durch meine lange Zusammenarbeit mit dem American Friends Service Committee erworben hatte: Ich glaubte wirklich, dass in jedem von ihnen »etwas von Gott« steckte.

Mein Glaube fand dieses »Etwas von Gott« in meinen zehn Nazi-Freunden. Durch meine journalistische Ausbildung fand ich in ihnen auch noch dieses »andere Etwas«. Jeder von ihnen war eine wunderbare Mischung aus guten und schlechten Impulsen, ihr Leben eine wunderbare Mischung aus guten und schlechten Taten. Ich *mochte* sie. Ich konnte nicht anders. Immer wieder, wenn ich mit dem einen oder anderen meiner zehn Freunde zusammensaß oder spazieren ging, überkam mich dasselbe Gefühl, das mich schon Jahre zuvor bei meiner Zeitungsberichterstattung in Chicago ergriffen hatte. Ich *mochte* Al Capone. Ich mochte die Art, wie er seine Mutter behandelte. Er behandelte sie besser, als ich meine behandelte.

Es fiel – und fällt – mir schwer, meine Nazi-Freunde zu verurteilen. Aber ich muss gestehen, dass ich lieber sie verurteile als mich selbst. In meinem eigenen Fall bin ich mir stets der Auslöser und der Hindernisse bewusst, die meine eigenen Übeltaten entschuldigen oder zumindest erklären könnten.

Ich bin mir immer meiner guten Absichten bewusst, der guten Gründe, auch schlechte Dinge zu tun. Ich möchte heute Nacht lieber nicht sterben, denn einige der Dinge, die ich heute tun musste, Dinge, die mich in ein schlechtes Licht rücken, musste ich tun, um morgen etwas sehr Gutes zu tun, welches das schlechte Verhalten von heute mehr als ausgleichen würde. Aber meine Nazi-Freunde sind heute Nacht gestorben; das Buch ihres Nazilebens ist geschlossen, ohne dass sie in der Lage gewesen wären, das Gute zu tun, das sie vielleicht tun wollten oder auch nicht, das Gute, das das Schlechte, das sie getan hatten, hätte ausmerzen können.

Im Umkehrschluss würde ich lieber die Deutschen verurteilen als die Amerikaner. Jetzt verstehe ich ein wenig besser, wie der Nationalsozialismus von Deutschland Besitz ergriff – weder durch einen äußeren Angriff oder einen inneren Umsturz, sondern mit Gezeter und Geschrei. Es war das, was die meisten Deutschen wollten – oder unter dem Druck einer Kombination aus Realität und Illusion zu wollen begannen. Sie wollten es; sie bekamen es; und es gefiel ihnen.

Ich kehrte nach Hause zurück und hatte ein wenig Angst um mein Land, Angst vor dem, was es wollen, bekommen und mögen könnte unter dem Druck der Kombination von Realität und Illusion. Ich fühl – und fühle –, dass es nicht der deutsche Mensch war, dem ich begegnet war, sondern der Mensch. Er war zufällig in Deutschland, unter den dort gegebenen Umständen. Er hätte auch in Amerika sein können, unter den dort gegebenen Umständen. Er hätte, unter gegebenen Umständen, auch ich sein können.

Wenn ich – und meine Landsleute – jemals dieser Verkettung von Umständen erliegen würden, könnten uns keine Verfassung, keine Gesetze, keine Polizei und schon gar keine Armee vor Schaden bewahren. Denn es gibt keinen Schaden, den ein anderer einem Menschen zufügen könnte, den er sich nicht auch selbst zufügen könnte, nichts Gutes, das er nicht tun könnte, wenn er wollte. Und es ist wahr, was vor langer Zeit gesagt wurde: Nationen sind nicht aus Eichen und Felsen gemacht, sondern aus Menschen, und wie die Menschen sind, so werden auch die Nationen sein.

Mein Drang, nach Deutschland zu gehen und dort in einer kleinen Stadt mit meiner Frau und meinen Kindern zu leben, wurde von Carl Friedrich von Weizsäcker von der Universität Göttingen angeregt, der mit seiner Frau Gundi in meinem Haus wohnte, während er 1948–49

als Gastprofessor für Physik an der University of Chicago tätig war. Ich korrespondierte mit einem alten Freund, James M. Read, der damals als Leiter der Abteilung für Bildungs- und Kulturbeziehungen im Hochkommissariat der Vereinigten Staaten für die Besetzung Deutschlands tätig war. Die Herren Read und Weizsäcker führten zu Max Horkheimer, dem Dekan des Instituts für Sozialforschung an der Frankfurter Universität und er arrangierte einen Termin mit mir. Was ich dort nach meiner Ankunft (und später nach meiner Rückkehr) tat, lag in meiner eigenen Verantwortung, aber wohin ich ging, lag in der Verantwortung dieser drei Freunde. Sie waren es, die mich für ein Jahr so nah wie möglich an die Deutschen, und so weit wie möglich entfernt vom erobernden »Ami« verfrachteten, in die Stadt, die ich Kronenberg nenne.

*Milton Mayer, Carmel, Kalifornien, 25. Dezember 1954*

### **Zur Auflage von 1966<sup>1</sup>**

Wenn ein Werk nach hundert Jahren oder tausend neu aufgelegt wird, besteht kein Zweifel daran, dass es von Anfang an zeitlos war. Aber wenn es nach zehn Jahren neu aufgelegt wird, kann der Autor von Glück reden, wenn er gänzlich unbemerkt und unblutig davonkommt. Denn »die Dinge« haben sich in zehn Jahren verändert, und sie haben sich nicht so verändert, wie er es versprochen hat (oder wie er versprochen zu haben schien). Was würde er jetzt dafür geben, wenn er nur diese oder jene Zeile nicht geschrieben hätte! Soll er sie doch ändern und das Werk auf den neuesten Stand bringen – der Verlag ist großzügig bei solchen Kleinigkeiten.

In der stets bewundernswürdigen Hoffnung, auf Nummer sicher zu gehen, habe ich die Großzügigkeit des Verlags in Anspruch genommen und in dieser Ausgabe all die Änderungen vorgenommen, deren ich mir sicher war. Es waren genau zwei: Ich fügte das Wort »verstorben« vor einem Hinweis auf Jawaharlal Nehru ein und ersetze »Stalin« durch »Malenkov« in einem abstrahierenden Hinweis auf die Diktatur in heutiger

Zeit. Ansonsten bleibt das Buch so, wie es zum ersten Mal veröffentlicht wurde, und wenn ich für meine Worte geradestehen muss (abgesehen von den beiden Korrekturen), dann ist es so.

Alles verändert sich. Alles außer einem. Selbst die mittelalterlichen Scholastiker mussten die Begrenztheit der Allmacht Gottes einräumen: Er kann die Vergangenheit nicht ändern. Er kann sie zu gegebener Zeit offenbaren oder dafür sorgen, dass sie sich den Menschen selbst enthüllt. Aber er kann sie nicht ändern. Das Leben meiner zehn Nazi-Freunde – und einiger Millionen anderer Deutscher wie sie – vor dem Nationalsozialismus und im Nationalsozialismus ist so, wie es vor zehn und zwanzig Jahren war, und wird immer so bleiben. In dem Maße, wie ich sie seinerzeit richtig gelesen und beschrieben habe, ist der Bericht lange schon vollständig. Auch gab es keine Enthüllungen anlässlich der Ereignisse der letzten zehn Jahre (einschließlich der Gerichtsverfahren in Deutschland, die durch den Eichmann-Prozess in Israel notwendig wurden), die das Bild, das meine zehn Nazi-Freunde von sich gezeichnet haben, verändern.

Als dieses Buch zum ersten Mal veröffentlicht wurde, wurde es von Kritikern mit einem Interesse aufgenommen, aber rein gar nicht von der Öffentlichkeit. Der Nazismus war im Führerbunker in Berlin zu Ende gegangen und sein Todesurteil auf dem Richtertisch in Nürnberg unterzeichnet worden. Er war mit einem Paukenschlag untergegangen. Nur noch Schutt und Asche befand sich zwischen den Amerikanern und den Russen, die sich, bewaffnet bis an die Zähne, von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden. Niemand wollte etwas von dem hören, was längst vergangen und vergessen war – am allerwenigsten wollte man wahrhaben, dass das vergossene Blut von Millionen von Menschen nichts wirklich Dauerhaftes zustande gebracht hatte. Hitler hatte die zivilisierte Welt angegriffen, und die zivilisierte Welt, und zufälligerweise auch die unzivilisierten Russen, hatten ihn vernichtet. Das war's.

Dennoch war die zivilisierte Welt – selbst damals – nicht ausreichend zufrieden mit dem, was sie getan hatte und – selbst damals – immer noch tat, um in der Lage zu sein, mit dem, was sie getan hatten, aufzuhören und einen langen, nachdenklichen Blick auf das zu werfen, was sie getan hatte. Der Nazismus war eine Droge auf dem Markt. Dieses Buch – und nicht nur dieses – wurde zu einem Sammlerstück ohne Sammler. Gelegentlich jedoch erhielt der Verlag Anfragen von einer Per-

son (oder einer Schule oder einem College), die das Buch haben wollte und es nicht mehr bekommen konnte. Die Anfragen häuften sich und wurden mehr. Als sich »die Dinge« änderten, im Großen und Ganzen zum Schlechteren, und die Nachkriegswelt zur Vorkriegswelt wurde und Abrüstung zu Wiederaufrüstung, kam ein vages Gefühl auf, dass es lohnend sein könnte, herauszufinden, was es war, das »die Deutschen« dazu gebracht hatte, so übel zu handeln, wie sie es taten.

Schreckliche Taten wie Auschwitz hatte es in der Geschichte der Menschheit schon zuvor gegeben, wenn auch nicht in einem so grotesk abscheulichen Ausmaß. Aber noch nie hatte es solche in einer fortschrittlichen christlichen Gesellschaft wie – nun ja, der unseren gegeben. Wenn wir verhindern wollten, dass solche Taten jemals wieder begangen würden, zumindest in fortgeschrittenen christlichen Gesellschaften, wäre es lohnenswert, ein wenig tiefer zu graben als das flache Grab, das in Nürnberg so eilig ausgehoben wurde. Nachdem die Hitzigkeit der langen ersten Zeit abgeklungen war, war es ebenso schwierig, an dem wohlfeilen Glaubenssatz festzuhalten, dass die Deutschen eben von Natur aus die Feinde der Menschheit seien, wie an dem noch wohlfeileren Glaubenssatz, dass es einem (oder zwei oder drei) Verrückten möglich sei, die Ge schicke der Welt zu bestimmen und zu verändern. So waren die Dinge, wie das blutunterlaufene Auge sie wahrgenommen hatte. Aber der Mensch besitzt viele rettende Gaben und nicht die geringste davon ist seine Fähigkeit, zwischen Schlägereien wieder zu Sinnen zu kommen.

Vier bemerkenswerte Tatsachen trugen zur Ernüchterung bei: Ers tens waren die Juden in Deutschland (und Polen und wo auch immer) tot und einige humanistische Menschen in Amerika und anderswo wa ren dereinst damit angetreten, dass gegen Deutschland in den Krieg ge zogen werden müsse, um »die Juden zu retten«. Wie sich herausstellte, war das nicht der richtige Weg gewesen (so erfreulich er aus Sicht der humanistischen Regungen auch erschienen sein mochte). Zweitens hat te die Vernichtung Hitlers die vorherige Zerstörung einer ganzen Nati on zur Folge – in einem Ausmaß, wie sie nur mit der Technologie eines totalen Krieges möglich war, in dem Schlachtfelder nur gelegentlich zu Einsatzgebieten werden; und das Land, das zerstört und wiederbelebt worden war (von denen, die es eben erst zerstört hatten), wurde nun zum industriellen und militärischen Titanen Europas. Drittens waren die Deutschen nun wieder zivilisierte Christen und, mehr noch, gute

Demokraten und die vordersten Verteidiger der christlichen Demokratie gegen die atheistische Tyrannie. Viertens: Nachdem so viel Blut und Vermögen investiert worden war, und anschließend Wundbalsam und Vermögen, blieb der Verdacht bestehen, dass das »deutsche Problem«, was immer es auch war, nicht gelöst worden war und auch nicht durch ein »Mehr desselben« gelöst werden würde.

Das »deutsche Problem« gerät mal ins Blickfeld und verschwindet auch wieder daraus, während das zwanzigste Jahrhundert in immer schnellerem Tempo mehr Geschichte produziert, als es verarbeiten kann. Korea gerät in Vergessenheit und Ungarn, Zypern und Suez sind die neuen Schlagzeilen; aber schnell geraten Ungarn, Zypern und Suez in Vergessenheit, weil wir alle gespannt auf Tibet und den Kongo schauen; Tibet und der Kongo verschwinden, bevor wir Zeit hatten, sie auf der Karte zu finden (oder eine Karte zu finden, auf der sie verzeichnet sind) und Kuba explodiert; Kuba kühlt herunter zu einer Art Geköchel und Geknurre, und nun sind es Vietnam und Rhodesien (oder ist es Südrhodesien?), die uns beschäftigen. Ghana, Guayana, Guinea. Wir nähren uns von der Krise, die uns in Form von exotischen Gerichten serviert wird, und bevor wir in der Lage sind, sie herunterzuschlucken (geschweige denn zu verdauen), werden noch exotischere aufgetragen. Erinnert man sich noch an die Libanon-Krise 1958, an der die Vereinigten Staaten maßgeblich beteiligt waren? Nein, natürlich nicht. Wer macht das heutzutage noch? Wer könnte es? Und warum sollte man?

Das »deutsche Problem« ist anders. Es steht manchmal nicht im Mittelpunkt, aber es ist nie ganz von der Bühne verschwunden. Die meisten Amerikaner beachten es nicht – sie können nicht auf alles achten –, es sei denn, etwas so Bildmächtiges wie die Errichtung der Berliner Mauer ereignet sich. (Was auch immer er noch war: Der Mauerbau war die schlimmste politische Entgleisung, seit Paris Helena entführte.) Aber für die Europäer – einschließlich der Deutschen – sind Deutschland und die Deutschen zu jeder Zeit das wichtigste Thema. Der Engländer, der sich an den Sommer 1940 erinnert, ist bestürzt, wenn er sieht, wie die neue deutsche Wehrmacht auf britischem Boden Truppenübungen durchführt, aber er ist unerschrocken, wenn er feststellt, dass die neuen »Bürger in Uniform« mit der neuen »inneren Führung«, ihrer Eigenverantwortlichkeit, ein Mythos waren, mit dem das Unbehagen der Eroberer Deutschlands erfolgreich eingelullt werden sollte.

Der »dumme Michel«, der »kleine Mann« hat – wie meine zehn Nazis – diesen Mythos nie akzeptiert. Er zieht im Gänsemarsch weiter. Er mag so provinziell sein, wie er es immer war, so uninformativ, wie er es immer war, durch die schäbigste Presse der westlichen Welt so abgeschirmt, wie er es immer war. Er weiß wohl nicht, dass das Geschrei um das »verlorene Land« jenseits der Oder-Neiße keinen anderen Zweck hat, als ihn bei der Stange zu halten, und dass dieses Geschrei, wie das Geschrei nach Wiedervereinigung, nur durch einen Dritten Weltkrieg befriedigt werden kann. Aber er ist nicht grenzenlos dumm. Er weiß, dass er zum ersten Mal in seiner Geschichte als Arbeiter das Fünffache dessen verdienen kann, was er als Soldat verdienen kann. Und er weiß, dass die Vereinigten Staaten bereit sind, ihn gut zu bezahlen für das Privileg, in seinem Land einen eigenen Militäraparren zu unterhalten – natürlich, um ihn vor der gottlosen kommunistischen Eroberung zu schützen, die ihm schon Goebbels verheißen hatte.

Die ersten fünf, sechs, sieben Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg wollte der Deutsche in seinen Ruinen einfach nur leben. Heute will er es ausleben – und warum nicht? –, solange es geht. Immer, solange es geht. Wenn er es schafft, kommt der sowjetisierte Ostdeutsche raus, über oder unter oder durch die Mauer, in den goldenen Westen Westberlins und dann in den noch goldeneren Westen des Ruhrgebiets; und wenn er das nicht schafft, gibt er aus, was er hat, sobald er es hat. *Solange es noch geht.* Im Münchner Löwenbräu-Keller nimmt der westdeutsche Unternehmer die letzte Rahmsoße mit dem letzten Stück Brot auf, schiebt den Teller beiseite, nimmt einen Zug aus seinem Bierkrug, zündet sich eine Zigarette an und sagt, sich auf den Bauch schlagend: »Was ich hier drin habe, kann mir keiner mehr nehmen.«

Die Voll- und Mehr-als-Vollbeschäftigung ist immer noch eine Tatssache in der Bundesrepublik (und auch in der Deutschen Demokratischen Republik, die der »Verlorene-Gebiete«-Revanchismus zynischer westlicher Kartografen »Mitteldeutschland« nennt). Aber die Blütezeit des Wirtschaftswunders ist vorbei – wie es früher oder später immer der Fall ist. Die westdeutsche Inflation ist so eindrucksvoll, dass der Haushalt gekürzt werden muss – und die Kürzungen werden erreicht, indem den Beamten und Rentnern der versprochene Ausgleich der Inflationskosten gestrichen wird. Dummer Michel, dessen Gewinnbeteiligungen nicht gestiegen (sondern gesunken) sind. Dummer Michel, der kein

Spesenkonto und somit keinen Anteil am Wunder hat – es sei denn, er vergleicht seinen aktuellen Zustand mit der Ruinenlandschaft von vor zwanzig Jahren. Dummer Michel, der ehrlich, fleißig, zuverlässig war und einiges davon – im allgemeinen moralischen Verfall – nun viel weniger ist, sodass sich das Straßenbild Deutschlands, vor (und während) Hitlers Zeit so effizient blitzblank, durch Schmutz und Dreck verändert hat. Dummer Michel, der legendäre deutsche Arbeiter, dessen Legende (vielleicht zu seinem eigenen Wohl) kein Maßstab mehr für ihn ist.

*Solange es noch geht.* Als ich sie vor zehn Jahren kennenlernte, hätten meine zehn Nazi-Freunde nicht geglaubt, dass »es«, das tausendjährige Reich, sie überleben würde – und das tat es auch nicht. Hitler hat sie auf das Spielfeld gebracht und sie dort gehalten, indem er sie zwölf Jahre lang tagein, tagaus anschrie. Während alldem war ihnen unwohl. Wenn sie an den Nazismus glaubten – was sie alle taten, das meiste oder gar alles –, nahmen sie sich aus ihm all das, was sie bekommen konnten, solange es noch ging. Keiner von ihnen war erstaunt, als es nichts mehr zu holen gab.

*Solange es noch geht.* Die Bevölkerung des ostdeutschen Satelliten hat die Russen im Nacken; meine ostdeutschen Freunde reden mir ein, dass nicht einmal 30 Prozent von ihnen das dortige Regime unterstützen würden. Die Bevölkerung des westdeutschen Satelliten geht ihrer Arbeit und ihren Geschäften auf dem Rücken der großzügigen Amerikaner nach, im Wissen ihr »Schutzschild« an Söldnern zu sein; meine westdeutschen Freunde reden mir ein, dass nicht weniger als 90 Prozent von ihnen diese durch und durch zynische Scheinpolitik unterstützen würden und dies auch tun. Im östlichen – kommunistischen – Europa reden meine Freunde mir ein, dass Deutschland, West wie Ost, das unveränderliche Herzstück aller Strategien und aller Politik der Sowjetunion, Polens und der Tschechoslowakei ist.

»Die« Westdeutschen wollen ihren Platz an der nuklearen Sonne – den neuen »Lebensraum« massenmörderischer Macht –, um die letzte Kränkung zu tilgen, die sie durch ihre Entmilitarisierung durch die idealistischen Amerikaner erlitten haben, die ihre Ideale erst so ernsthaft verkündeten und dann ebenso ernsthaft zurücknahmen. Die Russen verbieten den Amerikanern, die Deutschen diesen Platz einnehmen zu lassen. Aber während ich dies schreibe, lese ich die Sensationsmeldung in den maßgeblichen Schlagzeilen: »Deutsche Raketen vor 6 Jahren von

den USA mit Atomsprengköpfen ausgestattet«, gefolgt von der inzwischen üblichen Weigerung der amerikanischen Regierung, dies zu bestätigen oder zu dementieren, einige Tage später gefolgt von einer Meldung aus Washington, die lautet: »Ein Sprecher des Verteidigungsministeriums bestätigte gestern Abend, dass Jagdbomber von neun Alliierten des Nordatlantikvertrags, einschließlich Westdeutschland, mit amerikanischen Atomsprengköpfen bewaffnet wurden.« Die *Kontrolle* über deren Einsatz lag immer noch in amerikanischer Hand – nur die böswilligen Bolschewiken konnten sich nicht vorstellen, sich darauf zu verlassen, dass die Deutschen niemals außer Kontrolle geraten würden.

Als dieses Buch vor zehn Jahren zum ersten Mal veröffentlicht wurde, endete es, wie auch heute noch, mit diesen Worten: »Es ist gefährlich, Menschen alleinzulassen. Aber es ist noch riskanter, meine zehn Nazi-Freunde und ihre siebzig Millionen Landsleute dazu zu drängen, einen militanten Antikommunismus wieder als nationale Lebensform anzunehmen.« Wenn diese Worte vor zehn Jahren irgendeine Gültigkeit besaßen, dann haben sie auch heute noch eine gewisse Gültigkeit – und sogar eine kleine zukünftige Relevanz für mein eigenes Nicht-Nazi-Land und meine eigenen Nicht-Nazi-Landsleute. Meine zehn Nazi-Freunde und ihre siebzig Millionen Landsleute wurden mit immer mehr Erfolg zu einer nationalen Lebensform gedrängt, an der sie so tapfer Gefallen fanden und für die sie am Ende, zu Hitlers Zeiten, so tapfer leiden mussten. Dass zwei Drittel von ihnen dem militaristischen Antikommunismus und das andere Drittel dem militaristischen Kommunismus anhingen, ist nur ein Detail – wenn auch ein historisch fatales Detail. Schlimm und nachweislich schlecht für die Deutschen und damit für den Rest der Welt ist es, wenn man sie einem feurigen Fanatismus aussetzt, der sich – bei einem weniger fähigen Volk – mit weniger schwerwiegenden Folgen von selbst ausbrennen würde.

Die Deutschen scheinen heute weniger furchteinflößend zu sein als noch vor zwanzig Jahren. Wenn das so ist, liegt es vielleicht auch daran, dass andere Menschen heute furchterregender sind als damals. Von den Milliarden Dollars, die die Welt seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs für Krieg ausgegeben hat, wurde nur ein unbedeutender Bruchteil von den Deutschen ausgegeben (deren zivile Unternehmen, einschließlich der Rüstungsindustrie entsprechend florieren). In den letzten zwanzig Jahren sind andernorts Dinge geschehen, die es unmöglich gemacht ha-

ben, zu behaupten, Auschwitz sei jenseits des moralischen Verständnisses zivilisierter Menschen. Vor einiger Zeit berichtete der führende Korrespondent der *New York Times* aus Saigon, dass »in jedem Krieg eine Zeit kommt, in der die Menschen dazu neigen, im Angesicht menschlichen Leids gleichgültig zu werden, sogar gegenüber unnötiger Brutalität, und in Vietnam könnten wir so weit kommen«.

Die Deutschen sind noch immer die Deutschen – sind wir nicht alle das, was wir waren, oder zumindest nicht besser geworden? Wer hätte vor zehn Jahren angenommen, dass sie anders hätten sein können? Es gab wohl welche, die gern geglaubt hätten, dass zum Wohle der Menschheit und damit auch zum Wohle Deutschlands ein neuer Weg gefunden werden müsse. Zu behaupten, stattdessen hätten ihre Eroberer – die um erzogenen Umerzieher – einen alten Weg gefunden, wäre zum jetzigen Zeitpunkt viel zu viel gesagt. Aber festhalten kann man, dass die Deutschen es heute schwerer haben würden, Lehrmeister auf einem neuen Weg der Menschheit zu finden, als zehn Jahre zuvor.

Wo hätten sie vor zehn Jahren ihre Lehrmeister finden können? Wo sonst als in Amerika? Aber es war zehn Jahren her, jetzt zwanzig, dass der große Feuerüberfall der US-Luftwaffe auf Tokio (nach ihren eigenen Worten) »mehr Opfer als jede andere militärische Aktion in der Weltgeschichte zur Folge hatte« und Kriegsminister Henry L. Stimson, entsetzt über das Ausbleiben öffentlicher Proteste in Amerika, meinte, dass »etwas nicht ganz in Ordnung [sei] mit einem Land, in dem niemand Zweifel dazu anmeldete«.<sup>2</sup>

Trotz alledem habe ich vor zehn Jahren gedacht (und geschrieben), dass es nicht überheblich ist, anzunehmen, dass die Deutschen auch jetzt noch in Amerika eine Lichtgestalt sehen. Ich würde diese Worte heute korrigieren wollen, wenn ich es könnte. Ich kann es nicht, denn ich liebe mein Land und halte an der Hoffnung fest, und an den Hoffnungen, die die Menschen in dieses Land gesetzt haben. »Wir hatten« – immer dieses »hatten« – »so große Hoffnungen, dass die Amerikaner vielleicht etwas tun könnten. Niemand sonst konnte oder wollte etwas tun, unsere Feinde nicht, unsere Verbündeten nicht und wir selbst auch nicht.« Es sollte nicht sein. »Etwas für die Deutschen zu tun« – wenn so etwas hätte konzipiert werden können – musste größeren Notwendigkeiten weichen. Es ist klar, dass es auch jetzt nicht sein wird; die Zeit, wenn es eine gab, ist verstrichen. Sie verstrich vor einiger Zeit, schon bevor deutsche

Raketen von den USA mit Atomsprengköpfen versehen wurden, und einige Zeit, nachdem im Jahr 1946 die folgende Mitteilung am Tor des amerikanischen Kriegsgefangenenlagers in Babenhausen/Darmstadt angeschlagen worden war:

Wenn du, SS-Mann Willi Schulze, oder du, Gefreiter Rudi Müller, durch dieses Tor schreitest, werden die Schritte euch in die Freiheit führen. Hinter euch liegen Monate und Jahre sklavischen Gehorsams, Jahre des Blutvergießens, Jahre, in denen der einzelne Mensch unglaubliche Demütigungen erlitten hat, verursacht durch ein verbrecherisches Regime, dessen Anhänger, wenn sie nicht schon ihre Taten gesühnt haben, der gerechten Strafe nicht entgehen werden.

Ihr selbst tragt keine Schuld daran. Verblendet seid Ihr dem Ruf einer falschen Lehre gefolgt. Von nun an kann sich euer Leben in eurem Familienkreis frei und ungestört entfalten. Ihr seid vom verfluchten Militärdienst, vom schuldbeladenen deutschen Militarismus befreit. Nie wieder wird euch ein schriller Befehl über den Kasernenhof jagen oder auf das Schlachtfeld treiben. Die Asche deines Wehrpasses hat sich mit der Asche von Buchenwald und Dachau vermengt.

Die siegreichen Vereinten Nationen, die euch und eure Nachkommen durch große Opfer für immer vom Militärdienst befreit haben, haben die Verantwortung übernommen, eure Freiheit zu schützen. Aber als Gegenleistung für diese großen Opfer seid ihr verpflichtet, dafür zu sorgen, dass in eurer Heimat nie wieder der Wunsch nach Militärdienst aufkommt, und dass nie wieder junge Deutsche die besten Jahre ihres Lebens den Forderungen des preußischen Adels und seines kriegslüsternen Generalstabs opfern, sondern von nun an ihre Kraft und ihre Begabung friedlichen Zwecken widmen werden.

Die Mitteilung war gezeichnet mit »U.S. War Department«.